



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Georg Forster

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

legen können. Aber sie haben während der Friedensjahre eifrig an der Verwaltung des Landes teilgenommen. Tausende von weitsichtigen Beamten haben sie jedem Staate der Union zur Verfügung gestellt. Wo es galt, humane Einrichtungen zu fördern, Schulen, Bibliotheken, Kirchen und Hospitäler zu bauen, waren die Deutschamerikaner stets bei der Hand. Deutschamerikanische Staatsmänner,*) Kongreßabgeordnete, Senatoren, Gesandte und Konsuln haben segensreich für das Land gewirkt. Wo die Korruption zu tief einriß, da waren es stets die Deutschen, die sich zusammenscharten und alle ehrlich denkenden um sich sammelten, um dem schändlichen Treiben an der Wahlurne ein Ende zu machen. So waren auch sie es, die vor nunmehr anderthalb Jahren, nachdem sie seit 1861 der republikanischen Partei treu gewesen waren, sich ihr entgegenstellten und ihr die Zügel der Regierung aus der Hand nahmen. Grover Cleveland weiß sehr wohl, wem er die überwältigende Mehrheit zu danken hat, die ihm im Herbst 1892 zum Siege verhalf. Das ist auch der Grund, weshalb die Knownothingpartei so scheel auf die großen Leistungen und Erfolge des Deutschtums in Amerika blickt und auf den Einfluß, den trotz ihrer Umtriebe die in ihrem eignen Vaterlande so verächtlich angesehenen Deutschamerikaner auf die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten ausüben.



Georg Forster



eben den Geistesheroen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit unerhörter Schnelligkeit unserm durch den dreißigjährigen Krieg so furchtbar zurückgekommenen Vaterlande den ersten Platz in der europäischen Geistesrepublik verschafften, steht eine große Zahl von Persönlichkeiten zweiten Ranges, deren Fehlen den Eindruck einer fast unerschöpflichen Fülle geistigen Lebens, wie ihn jene Zeit dem rückschauenden Betrachter gewährt, bedeutend abschwächen würde. Zu denen unter ihnen, die über Gebühr in Vergessenheit geraten sind, während doch ihr Streben und Irren viel Lehrreiches auch noch für das heutige Geschlecht enthält, gehört auch Georg Forster, der jugendliche Weltumsegler und Schilderer der Reisen Cooks, der Verfasser der „Ansichten vom Niederrhein,“ der Mann, dem Alexander von Humboldt die erste Anregung zu seiner uni-

*) Es sei hier ganz besonders an den geistigen Führer des Deutschtums in Amerika, Karl Schurz, erinnert, der von 1877 bis 1881 Minister des Innern war.

verfellen Naturauffassung verdankte, der edle, aber bedauernswerte Parteigänger der französischen Revolution.

Der Jenaer Litterarhistoriker Albert Leitzmann hat daher recht daran gethan, daß er uns kurz vor dem Säkulartage seines Todes (11. Januar 1894) durch Veröffentlichung von Forsters Briefen und Tagebüchern von jener Reise im Frühling 1790, der auch die „Ansichten vom Niederrhein“ ihre Entstehung verdanken, das Bild seiner Persönlichkeit wieder einmal näher gerückt hat. Seine reichen Gaben, sein edler und liebenswürdiger Sinn hätten ihm ein glückliches und beglückendes Dasein bereiten können; aber einige unselige Eigenschaften, die in der Hauptsache als Erbteil seines Vaters erscheinen, in erster Linie der völlige Mangel an wirtschaftlichem Sinn und eine gewisse Unstetigkeit, dann aber auch jene verhängnisvolle Hingebung an die französische Revolution, die besonders aus dem durch persönliche und sachliche Verhältnisse erklärlichen Gefühl der Vaterlandslosigkeit entsprang, waren schuld, daß er im besten Mannesalter fast mehr dem Kummer über seine gescheiterten Hoffnungen, als der Krankheit erlag.

Schon der Vater, Johann Reinhold Forster, war ein Mann von regem und vielseitigem geistigen Interesse. Er war, als ihm in Georg am 27. November 1754 sein erster Sohn geboren wurde, Pfarrer in dem damals noch zu Polen gehörigen Dorfe Rassenhuben bei Danzig. Aber er erfüllte seine Amtspflichten nur äußerlich. Auch seine Studien bewegten sich nur ausnahmsweise auf theologischem Gebiete; historische, litterarische und vor allem naturwissenschaftliche Fragen erregten sein Interesse in weit höherm Grade, und die Beschäftigung mit der Natur trat immer mehr in den Vordergrund, als der Knabe heranwuchs: halbe Tage lang streifte er mit ihm durch Wald und Flur und weckte auf diese Weise schon früh dessen Beobachtungsgabe. Das Leben als Landpfarrer wurde ihm von Jahr zu Jahr unerträglicher, zumal da er durch seine Bücherliebhaberei und seine völlige Unwirtschaftlichkeit sein ererbtes Vermögen verbraucht hatte und mehr und mehr in Schulden geriet. Da brachte ihm (1765) ein Antrag der russischen Regierung, in ihrem Auftrage die Verhältnisse der Kolonisten im Wolgagebiete zu untersuchen, Erlösung; er nahm den Auftrag an unter der Bedingung, sich seinen Sohn zum Begleiter wählen zu dürfen, und so lernte schon der elfjährige Knabe Natur und Menschen eines Landes kennen, das damals noch ganz außer dem Gesichtskreise auch weitgereister Westeuropäer lag; nicht selten hat er in jenen Gegenden sogar einsame Streifereien gemacht.

Nach Jahresfrist kehrten Vater und Sohn nach Petersburg zurück; der Vater hatte vielfach verdienstliche Ergebnisse mitgebracht; aber um die gehofften äußern Vorteile sah er sich fast ganz betrogen. Er beschloß nun, sich in England ein Unterkommen zu suchen. Aber in mehreren Lehrerstellen, die ihm wenigstens die Grundlage für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt hätten

bieten können, hielt er nicht aus; so sah er sich zu einer rastlosen Lohnarbeit als Übersetzer genötigt, und sein kaum dem Knabenalter entwachsener Sohn mußte ihn darin unterstützen. Trotzdem wurde seine Schuldenlast immer drückender, und schon stand er vor dem wirtschaftlichen Ruin; da rettete ihn unerwartet der Antrag, die zweite Weltreise Cooks als dessen naturwissenschaftlicher Begleiter mitzumachen. Wieder durfte ihn Georg begleiten, und so nahm dieser, durch die russische Reise schon im kleinen vorgebildet, in den Jahren frischester Empfänglichkeit eine Fülle großer Naturanschauungen auf, wie es in solcher Jugend kaum einem vor ihm vergönnt war. Die dreijährige Reise (1772—75) war vielleicht die glücklichste, jedenfalls aber die an gewaltigen Eindrücken reichste Zeit seines Lebens. Der Vater faßte seine Aufgabe hauptsächlich in dem Sinne, nach einem universellen System der Naturerkenntnis zu streben, in das er als einen wesentlichen Zweig auch die Völkerkunde einreichte; aber auch verschiedene neue Einzelentdeckungen von Wichtigkeit brachte er von dieser Reise mit.

Doch die pekuniären Vorteile blieben auch diesmal aus; die britische Regierung verbot ihm sogar, da er den Konflikt mit ihr durch seine gewohnte Reizbarkeit und Hartnäckigkeit noch verschärfte, die Abfassung der Reisebeschreibung, die man ihm erst kontraktlich übertragen hatte. Damit erreichte sie freilich ihren Zweck nicht; denn nun übernahm der Sohn einfach die Arbeit, die für den Vater bestimmt gewesen war, und veröffentlichte die auf Grund von dessen Materialien verfaßte Beschreibung der Reise schon im März 1777 in englischer und darauf auch in deutscher Sprache; sein Eigentumsrecht daran beschränkt sich aber im wesentlichen wohl auf die Form und auf eine Reihe jugendlich warmer Reflexionen.

Aber des Vaters Lage wurde bald schlimmer als je; eine Zeit lang scheint er sogar im Schuldgefängnis gesessen zu haben. Da entschloß sich Georg zu einer Reise nach Deutschland: er wollte versuchen, durch persönliche Bemühungen für sich und seinen Vater eine passende Lebensstellung zu gewinnen und so seiner Familie wieder ein Dasein in geordneten Verhältnissen zu ermöglichen.

Diese Aufgabe hat er auch in der schönsten Weise gelöst. Der junge Mann, dem der Ruf seiner weiten Reisen und des ausgebreitetsten Wissens voranging — er war schon Mitglied der englischen Gesellschaft der Wissenschaften —, gewann durch die bezaubernde Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch seinen edeln Sinn die Herzen aller, denen er näher trat. Herrliche Tage verlebte er vor allem in dem geistreichen, von vielseitigen Interessen erfüllten litterarischen Kreise Friedrich Heinrich Jacobis in Bempelfort bei Düsseldorf; mit Freuden empfand er hier den ganzen Reichtum des neuerwachten geistigen Lebens. Jacobi aber schrieb nach seiner Abreise an Sophie La Roche, seit langer Zeit habe ihm niemand das Herz so sehr abgewonnen, wie dieser herrliche junge Mensch. In der That darf man in dem ausgeprägten Sinn für

Freundschaft, deren goldne Zeit überdies damals war, wohl eine der schönsten Seiten von Forsters Wesen erblicken; die Gabe, Menschenherzen zu gewinnen, und das Bedürfnis nach innigem Freundschaftsverkehr ist ihm bis zuletzt geblieben. „Was ist, ruft er gelegentlich aus, der Genuß des Lebens ohne weitumfassende Teilnahme an Menschen unsrer Art und ohne das allgemeine Teilnehmen an allem, was das menschliche Geschlecht überhaupt angeht?“ Selbst Goethe bot ihm 1784 Wohnung im eignen Hause an; Wilhelm von Humboldt schrieb ihm noch 1792 geradezu begeistert über die vierzehn Tage, die er drei Jahre vorher mit ihm verlebt hatte, und über die außerordentliche geistige Förderung, die er ihm verdanke. Die Zahl seiner Bekannten in allen Kreisen der geistigen und der gesellschaftlichen Aristokratie war außerordentlich groß; auch Persönlichkeiten wie Kaiser Joseph und Fürst Kaunitz hegten lebhaftes Interesse für ihn. Daß ihm sein Anschluß an Frankreich die Herzen seiner meisten Freunde entfremdete, das traf ihn aufs schmerzlichste.

Kein Wunder, daß seine Briefe einen hervorragenden Platz unter den Zeugnissen seiner menschlich-sittlichen und seiner geistigen Eigentümlichkeit einnehmen. Niemand kann sie lesen, ohne den Eindruck eines wahrhaften edeln Wesens zu empfangen. Überall spricht aus ihnen der Mann, der die Rache „ein abscheuliches Ungeheuer“ genannt, und der sich das schöne Wort *Humani nihil a me alienum puto* zum Wahlspruch genommen hatte. Aber leider fehlte seiner geistigen Angeregtheit auch nicht die Kehrseite einer allzu weichen Bestimmbarkeit, und diese Schwäche, verbunden mit einer gewissen vom Vater ererbten Unstetigkeit, wurde der Anlaß, daß er seine Lebensstellungen wiederholt ohne genügenden Grund wechselte und in keiner dauernde Befriedigung fand. Die deutsche Reise brachte ihm die Berufung als Professor der Naturgeschichte an das Carolinum in Kassel, während er für seinen Vater durch eine persönliche Besprechung mit dem preussischen Kultusminister von Zedlitz eine entsprechende Stelle an der Universität Halle erlangte. Die Kasseler Zeit (1779 bis 1784) wurde für ihn besonders nach zwei Richtungen hin wichtig: durch den innigen Freundschaftsbund, den er hier mit dem ihm schon in London bekannt gewordenen, als Mensch und Gelehrter gleich ausgezeichneten Anatomen Sömmerring schloß, und durch die Beziehungen, in die er mit diesem zusammen zu dem mystischen Geheimbunde der Rosenkreuzer trat.

Es ist bezeichnend für jene Zeit, daß so klar blickende Männer wie die beiden Freunde längere Zeit mit Begeisterung an den alchymistischen Spielen des Ordens teilnahmen, daß sie einen Verkehr mit den Toten und dadurch die Erkenntnis überirdischer Dinge für möglich hielten und überhaupt in einen Zustand religiöser Exaltation gerieten. Aber von Dauer konnte dieser Wahn nicht sein; zuerst und am entschiedensten erkannte Forster, daß der Orden aus einer Anzahl von Betrügnern und vielen Betrognen bestehe. Beide brachen die Verbindung mit ihm völlig ab, aber damit wurde ihnen ihre Stellung in

Kassel so unbehaglich, daß Forster eine Berufung als Professor der Naturgeschichte an die polnische Universität Wilna annahm und Sömmering bald darauf an die kurfürstliche Universität in Mainz ging. Mitbestimmend für Forsters Entschluß war freilich der Wunsch gewesen, der in Kassel aufgelaufenen Schulden ledig zu werden; die polnische Regierung versprach ihre Tilgung, aber dafür mußte er sich auf acht Jahre für Wilna verpflichten.

Die Verhältnisse in dieser noch halbbarbarischen Stadt, wo ihm „französischer Luxus auf sarmatische Tierheit gepropft“ entgegentrat, wären ihm bald gänzlich unerträglich geworden, wenn er nicht nach kurzem Alleinsein in dem vertraulichen Gefühls- und Gedankenaustausch mit seiner Gattin eine Entschädigung für viele geistige Entbehrungen gefunden hätte. Noch vor seiner Übersiedlung nach Wilna hatte er sich mit Theresie, der zwanzigjährigen Tochter des bekannten Philologen Heyne in Göttingen, verlobt, und 1785 wurde sie seine Frau. Die Ehe trug von vornherein nicht die volle Gewähr dauernden Glücks in sich, weil Theresie, als sie Forster ihr Jawort gab, ihn persönlich nur flüchtig kannte und sich bei ihrem Entschluß wesentlich durch die aufrichtige Bewunderung für seine geistige Bedeutung und durch den Wunsch ihres Vaters bestimmen ließ. Sie hatte im väterlichen Hause zwar reiche Anregung, aber, wie sie noch als gereifte Frau bedauernd bekannte, keine geregelte geistige Ausbildung gefunden. Ihre Gaben waren glänzend, an geistiger Energie stand sie unstreitig über ihrem Gatten, und ihre vielseitige Teilnahme an allen höhern Bestrebungen hinderte sie nie, eine vortreffliche Hausfrau und Mutter zu sein; aber eine bedenkliche Seite ihres Wesens war ihre übergroße Beweglichkeit und Reizbarkeit, auch scheint es zweifellos, daß sie zu keiner Zeit ihrer Ehe in Forster ganz den Mann gefunden hat, dem eine Natur ihrer Art volle Liebe entgegenbringen konnte. Doch gestaltete sich das Verhältnis dieser beiden bedeutenden Menschen zunächst durchaus erfreulich. Der rege und gehaltvolle Briefwechsel während der Brautzeit hatte sie wirklich in ein inniges Verhältnis zu einander gebracht, und Forsters Briefe an Sömmering aus den Tagen der jungen Ehe atmen das Gefühl vollen Glücks. Am 1. Dezember 1785 schreibt er: „Daß die Ehe der glücklichste Zustand auf der Erde sei, davon bin ich überzeugt. Man fühlt sich so ruhig, so glücklich zu Hause, man bedarf außerhalb so wenig mehr.“ Und auch der Liebe Theresens glaubte er damals ganz sicher zu sein. „Ich gewinne mein Weib täglich lieber,“ meldet er dem Freunde am 1. Juli des nächsten Jahres, „und werde jetzt von ihr mit einer Zärtlichkeit geliebt, die mich entzückt, weil sie eine Folge der Erfahrung ist, weil sie eine vollständige Kenntnis meines Herzens und richtige Schätzung desselben zum Grunde hat.“ Auch die zahlreichen Briefe Theresens an Sömmering, der seinerseits übrigens nie volle Sympathie für sie empfunden hat, sprechen deutlich und wiederholt das Gefühl ruhigen Glückes aus. Die Geburt des ersten Kindes, einer Tochter, im August 1786, konnte das Verhältnis der Gatten

zu einander nur vertiefen. Wäre ihr Aufenthalt in der Abgeschiedenheit Wilnas dauernd gewesen, wäre Theresen nicht einige Jahre später in Ludwig Ferdinand Huber ein Mann entgegengetreten, dem sie sich viel mehr wahlverwandt fühlte als ihrem Gatten, und für den sie bald eine tiefe und dauernde Leidenschaft faßte, so würde das häusliche Glück Forsters aller menschlichen Voraussicht nach ungetrübt geblieben sein.

Aber die nur zu begreifliche wachsende Unzufriedenheit mit der geistigen Öde Wilnas, in der er jeden Brief seiner deutschen Freunde, vor allem des geliebten Sömmering, mit wahren Jubel begrüßte, veranlaßte ihn, auf den Antrag, eine russische Expedition in den Norden des Stillen Ozeans als Naturforscher mitzumachen, mit dem Gefühl der Erlösung aus einer unerträglichen Lage einzugehen, nachdem die russische Regierung ihn von seinen polnischen Verbindlichkeiten losgekauft hatte. Daß sich der Plan schließlich zerschlug, ertrug er in dem schönen Bewußtsein, wieder ein freier Mann zu sein, leicht, und mit Freuden ging er schon 1788 als Bibliothekar nach Mainz; fand er doch hier Sömmering wieder, dessen Umgang er seit vier Jahren schmerzlich vermißt hatte. Auch sein häusliches Glück blieb hier zunächst scheinbar noch ungetrübt. Selbst Hubers Eintritt in seinen nächsten Umgangskreis — er war im Frühling 1788 als kursächsischer Legationssekretär nach Mainz gekommen — änderte daran längere Zeit nichts. Von Theresen selbst wissen wir, daß er ihr anfangs nicht sympathisch war, und daß sie nur einem edeln Wunsche Forsters folgte, der den geistig bedeutenden, aber damals einer ernststen Thätigkeit entwöhnten Mann wieder einer solchen zuführen wollte — was ihm auch aufs beste gelang —, wenn sie seinem regelmäßigen Verkehr in ihrem Hause nichts in den Weg legte. Wann sich die Wandlung in ihrem Innern vollzog, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; Forster jedenfalls fühlte sich noch während seiner Rheinreise im Frühling 1790 durchaus glücklich in seiner Ehe; die fast in keinem seiner Briefe aus jenen Tagen fehlenden Versicherungen innigster, vertrauensvollster Liebe zu Theresen lassen keinen Zweifel daran. „Ich kenne dich, schreibt er ihr am 29. März aus Pempelfort, liebes, einziges Wesen, das ich nie unter andern Zügen antreffen werde! O sei stolz in dem Bewußtsein alles dessen, was du bist, dir bist und uns!“ Und in einem langen Briefe vom 1. Mai, von dem er hofft, daß er gerade zu ihrem Geburtstag (7. Mai) in Theresens Hand gelangen werde, kommt er von dem Bericht über Reiseerlebnisse wiederholt auf sie persönlich zurück, um am Schluß zugleich im Namen seiner Kinder einfach und innig zu sagen: „Durch mich sprechen beide, dein plauderndes und dein lallendes Mädchen, und beide danken der zärtlichen Mutter durch mich und ersuchen es von ihr, daß sie bei uns bleibe, bis wir einer in des andern Arme zugleich am Ziele sind! Wir versprechen, dir Freude zu machen, dir Kummer abzuwehren, dir zu lohnen durch Gutsein wie du, und mit dir zu teilen Wonne und Schmerz!“

Therese's Antworten sind leider nicht erhalten; aber selbst wenn damals ihre Leidenschaft für Huber noch nicht tiefer war, bald nach Forsters Rückkehr muß sich das Verhältnis der Gatten mehr und mehr gelöst haben. Der Kummer darüber hat, neben wachsender Geldbedrängnis und der aufrichtigen Überzeugung, daß den Ideen der Revolution die Zukunft gehöre, gewiß das seine dazu beigetragen, daß sich der bedauernswerte Mann mit einer fieberhaften Erregung, die in auffallendem Gegensatz zu seinen frühern ruhigen und maßvollen Urteilen über politische Fragen steht, völlig der revolutionären Bewegung in die Arme warf. Dadurch vollendete sich aber die Zerrüttung seines äußern und noch mehr seines innern Lebens.

Die Ansichten darüber, ob er überhaupt zum Politiker geschaffen war, gehen völlig aus einander; Gervinus behauptet es ebenso entschieden, wie es andre leugnen. Sicherlich taugte ein Mann von seiner im besten Sinne aristokratischen Natur nicht dazu, in einer revolutionären Bewegung, die alle wilden Leidenschaften entfesselte, eine irgendwie entscheidende Rolle zu spielen. Gerade das aber versuchte er. Schon Anfang November 1792 trat er in den Mainzer revolutionären Klub, wurde dann Vizepräsident der provisorischen Administration, trat in dieser Stellung mit edelm Freimut in einem Schreiben an die Kommission des Nationalkonvents gegen französische Willkürakte auf, war eine Zeit lang Hauptredakteur der Neuen Mainzer Zeitung, erlangte in Paris, getreu der zuerst durch ihn öffentlich in Deutschland vertretenen Theorie der Rheingrenze, im Auftrage des „Rheinisch-deutschen Nationalkonvents“ durch eine bombastische Rede, in der man den sonstigen Stil Forsters kaum wiedererkennt, und die ganz den Eindruck des krankhaft Gesteigerten macht, am 30. März 1793 die Annexion der von den Franzosen eroberten linksrheinischen Gebiete und blieb dann, vom Konvent mit verhältnismäßig unbedeutenden Aufträgen beschäftigt, in Paris, wo er schon am 11. Januar des nächsten Jahres in tiefftem Kummer und fast mit allen seinen Freunden zerfallen an einer Brustentzündung starb. Seine Ehe war innerlich schon ganz gelöst, als er Therese im Dezember 1792 wegen der Kriegswirren nach Straßburg und dann nach Neuchâtel sandte; Huber folgte ihr bald, nachdem er mit seiner Verlobten, Dora Stöck, der Schwägerin Körners, völlig gebrochen hatte. Freundschaft zwar bewahrte sie Forster auch jetzt noch, und er hat sie, die Kinder und Huber nicht lange vor seinem Tode noch einmal unter persönlicher Gefahr — denn der Weggang aus Paris konnte ihn den dortigen Machthabern leicht verdächtig machen — in dem kleinen Schweizer Orte Travers wieder gesehen; aber ihr Herz gehörte damals schon längere Zeit ausschließlich Huber, und Forster hatte genug Selbstüberwindung — ähnliches ist in der damaligen Zeit wiederholt vorgekommen —, ihr selbst den Wunsch auszusprechen, sie möge mit dem Freunde glücklich sein. In der That vermählten sich beide noch im Jahre 1794 und lebten bis zum Tode Hubers (1804) trotz mancher äußern Sorgen

in glücklicher, reich mit Kindern gesegneter Ehe. Ein näheres Eingehen auf ihre weitem Lebensschicksale würde uns von der Persönlichkeit Forsters hier zu weit abführen.

An diesem sollten sich nur zu sehr die Worte bewahrheiten, die sich in seinem letzten Briefe an Sömmering vom 6. Januar 1793 finden: „Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatrube, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß.“ Von den Freunden spricht er nicht ausdrücklich, doch wir sahen schon, daß er auch sie verlor; selbst Sömmering hat erst nach Forsters Tode eine milde und wahrhaft freundschaftliche Stimmung gegen ihn wiedergefunden. Und für all diesen persönlichen Kummer konnte er nicht einmal in dem Bewußtsein, ihn um des Heils der Menschheit willen zu erdulden, einen Trost finden. Zwar hielt er den theoretischen Glauben an die Notwendigkeit der Revolution und damit auch an die Berechtigung seiner Handlungsweise bis zuletzt fest; aber er konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Ruchlosigkeit der leitenden Männer zunächst alle heilsamen Folgen unmöglich mache, daß er alles, was ihm das Teuerste gewesen war, völlig umsonst geopfert habe. Je klarer ihm dies wurde, desto verzweifelter wird der Ton seiner Briefe. „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, so beginnt ein erschütternder Brief an Therese vom 21. August 1793, daß meine politische Laufbahn beendet ist. Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Klub. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart dem Staate nützen könne. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts, das Schiboleth ist alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen?“ Freilich, er hatte schwer gefehlt; aber gewiß nicht aus niedern Beweggründen, und er hat so furchtbar dafür gebüßt, daß er schon um deswillen nicht Verurteilung, sondern tiefes Mitleid verdient, zumal wenn man bedenkt, wie kosmopolitisch damals die Gesinnung der Gebildeten in Deutschland überhaupt war, und wie wenig geeignet gerade seine Geschicke sein mußten, irgend ein Gefühl von deutscher Vaterlandsliebe in ihm zu erwecken. Wer in unsrer Zeit ähnlich handeln wollte, wie er, den könnten wir nicht scharf genug verurteilen; Forster muß aus seiner Zeit und seinen Lebenserfahrungen heraus beurteilt werden. Thatsache ist jedenfalls, daß sein Privatleben rein und fleckenlos war, und das fällt in seiner sittlich vielfach lax denkenden Zeit um so mehr ins Gewicht, als er, abgesehen von seinen Jugendjahren, auch des starken Halts einer festen religiösen Überzeugung entbehrte. Die trüben Erfahrungen mit dem Rosenkreuzerorden führten ihn zunächst für einige Jahre zu einem entschiednen Realismus, und an dessen Stelle trat dann eine der rechten Klarheit entbehrende vermittelnde Richtung. Einem solchen Manne gegenüber erscheint eine Schmä-

schrift wie Karl Kleins Buch: „Georg Forster in Mainz“ (1863), worin selbst die günstigen Urteile über ihn womöglich zu seinen Ungunsten ausgelegt werden, doppelt ungerecht.

Mit wahrer Genugthuung liest man dagegen die Briefe des alten Heyne. Es ist klar, daß er Theresen — und gewiß mit Recht — die Hauptschuld an dem Zerfall von Forsters Eheglück beimaß; denn schon am 1. Mai 1793 schreibt er an Sömmering: „Die unglückliche Therese, wie herbe ist mir jedes Andenken an sie! Das Kind, das wegen so vieler Eigenschaften mein Stolz war!“ Und mild und menschlich schön sagt er gleich auf die erste Nachricht von Forsters Tod in einem Briefe an denselben gemeinsamen Freund: „Sie rührt mich schmerzlicher, als ich Ihnen sagen kann. Ich kann mich gar nicht fassen, nicht sammeln. Ich liebte den Mann ganz unaussprechlich; er war mir mehr als Kind.“ Das ist der rechte Standpunkt dem Menschen Forster gegenüber.

Was Forsters besten litterarischen Leistungen auch heute noch einen ungewöhnlichen Reiz giebt, ist ihr stets frischer und anregender, bisweilen auch von dem edelsten Schwung belebter Stil und die erstaunliche Vielseitigkeit ihres Inhalts. Seine ausführlichen Reisebeschreibungen werden freilich in unsrer Zeit, die allen dickleibigen Büchern abhold ist, nicht mehr viele Leser finden; anders steht es schon mit verschiedenen der in seinen „Kleinen Schriften“ vereinigten Arbeiten. Vielleicht den ersten Preis unter diesen verdient „Cook, der Entdecker“, das Muster einer Lobschrift im guten Sinne, die den ersten Band aufs schönste eröffnet. Glänzende philosophisch-kulturgegeschichtliche Betrachtungen wechseln hier mit mannichfaltigen naturwissenschaftlich-geographischen Schilderungen und ethnographischen Mitteilungen, die planmäßige Anordnung von Cooks Seereisen wird uns aufs beste vorgeführt, von der Art des täglichen Dienstes auf seinen Schiffen erhalten wir das anschaulichste Bild. Aber bei aller Mannichfaltigkeit des Inhalts verliert der Biograph nie die Person seines Helden aus dem Auge, sie bildet stets den beherrschenden Mittelpunkt, alles Sachliche, was berichtet wird, hat zu ihr eine innere Beziehung. Ebenso vollendet in seiner Art ist der Aufsatz „Der Brotbaum“, eine naturwissenschaftliche Schilderung vom höchsten Standpunkte aus unter voller Berücksichtigung auch der kulturgegeschichtlichen Gesichtspunkte. Aber den weitesten Leserkreis werden wohl immer die litterarischen Leistungen Forsters behalten, die seine Reise vom Frühling 1790 zum Gegenstande haben. Seit wir durch die schon erwähnte Veröffentlichung Leizmanns auch die Briefe und Tagebuchblätter aus jener Zeit kennen — von den letztern war die zweite Hälfte schon früher bekannt —, hat der Leser für den Hauptteil der Reise die Wahl zwischen drei Darstellungen, die sich allerdings inhaltlich meist und nicht selten auch formell decken. Davon werden aber die Briefe, wenn sie nur erst ebenso bequem und billig zugänglich sein werden, wie die durch Forster selbst veröffentlichten „Ansichten“, die Mehrzahl der Leser am meisten anziehen. Sie zeigen die gleiche Vielseitigkeit des

Inhalts wie die „Ansichten“ selbst. Da stehen landschaftliche Schilderungen und naturwissenschaftliche Beobachtungen, die ihm natürlich am nächsten lagen, neben ausführlichen und eindringenden Betrachtungen über Malerei, über Bau- und Schauspielkunst, über Musik und verschiedene technische Fragen; seine politische Bemerkungen wechseln mit interessanten Beobachtungen über Sitten, Trachten und Charakter des Volkes, endlich mit köstlichen Charakterstudien über gelegentliche Mitreisende. Von den zweiundzwanzig zum Teil recht ausführlichen Briefen sind bei weitem die meisten an Therese gerichtet, nur einzelne an Jacobi, Sömmering, Heyne und Huber. Sie sind in jeder Beziehung ein charakteristisches Denkmal jenes Geschlechts, das in dem Genuß mündlichen und schriftlichen Gedanken- und Gefühlsaustausches schwelgte und nach einer im besten Sinne encyclopädischen Bildung mit unermüdlichem Eifer und einem jetzt nicht mehr erreichbaren Erfolge strebte; sie sind aber auch vielleicht die schönste, jedenfalls neben dem Briefwechsel mit Sömmering die menschlich wohlthuerndste Hinterlassenschaft eines Mannes, der zwar nicht zu den Größten ersten Ranges in unsrer Geschichte und Litteratur gehört, der aber jedenfalls eine sehr bedeutende und bei allen seinen Schwächen im Kern durchaus edle Persönlichkeit und dazu einer der glänzendsten und vielseitigsten Schriftsteller war.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mehr Schutz für unsre Seelente! In keinem Berufe hat sich der menschesterliche Grundsatz des laissez faire unheilvoller gezeigt, als in dem des Seemanns. Die letzten Jahre haben auf dem Gebiete der Handelschiffahrt eine geradezu erschreckende Menge von Fehlern und Nachlässigkeiten aufgedeckt, denen nicht nur Güter, sondern vor allem auch Menschenleben in großer Zahl zum Opfer gefallen sind. Daß die Reichsregierung jetzt gegen den alten Schlandrian vieler Reedereien, die ihre hochversicherten Schiffe ohne genügende Sicherheitsmaßregeln für die Besatzung auf die Fahrt hinaus schicken, entschieden vorgehen will, ist mit Freuden zu begrüßen. Denn niemand steht machtloser der Habgucht und Geldgier seines Arbeitgebers gegenüber als der Seemann. Es ist kein Wunder, daß sich die Reeder gegen jede Staatsaufsicht über die Schifffahrt verzweifelt wehren, und daß die Hamburgische Handelskammer lauten Einspruch gegen die beabsichtigte staatliche Überwachung des deutschen Schiffbaues und der deutschen Schiffe erhebt. In der Seeberufsgenossenschaft, sagt sie, besitzt Deutschland das denkbar geeignetste Organ für den Erlass von Vorschriften für die Sicherheit der Schifffahrt, sowie für die Aufsicht über deren Befolgung und über die Seetüchtigkeit der Schiffe überhaupt, nach dem Urtheil der kompetenten Behörden (welcher?) und der natürlichen Preise (unter den dreiundzwanzig Stimmen waren nur elf seemannische).